

DAS Interview

Who to look out for: Im Gespräch mit...

Namwali Serpell, die den diesjährigen Caine Prize for African Writing gewonnen und mit ihrer Kurzgeschichte "The Sack" den renommierten Preis das erste Mal nach Sambia geholt hat. Serpell wohnt derzeit in den Vereinigten Staaten und lehrt englische Literatur an der Universität Berkeley. Im DAS-Interview spricht sie über Identitäten in verschiedenen Kulturen, welche Rolle Feminismus in der Literatur spielt und warum sie ihr Preisgeld über 10.000 britische Pfund mit ihren Mitnominierten geteilt hat.

Sie verließen Sambia als Kind und haben seitdem die meiste Zeit in den Vereinigten Staaten verbracht. Wie ist ihr Verhältnis zu Sambia heute?

Nach meinem Schulabschluss in den USA bin ich zur Universität gegangen und habe dort mit meinem Studium begonnen. Zu diesem Zeitpunkt sind meine Eltern wieder dauerhaft zurück nach Sambia gezogen. Auch ich versuche seit 2002 jedes Jahr nach Sambia zu reisen. Die verschiedensten Anlässe treiben mich nach Hause – manchmal kürzer, manchmal für ein paar Monate. Das heißt, ich bin auf jeden Fall mindestens einmal im Jahr dort, aber meistens deutlich öfter, denn es fühlt sich immer noch an, als ob ich nach Hause käme. Allerdings gibt es zu viele Länder in denen ich gelebt habe, da ist es schwer nur einen Platz in der Welt als „zu Hause“ zu bezeichnen. Aber normalerweise rede ich in Bezug auf meine Heimat von Sambia.

Chimamanda Adiche's Buch „Americanah“ behandelt das Thema Identität. Das Buch handelt von einer Frau, die sich niemals "Schwarz" fühlte, bevor sie aus Nigeria in die USA kam. Diese Erkenntnis bringt sie in Schwierigkeiten und löst eine Identitätskrise aus. Als Afrikanerin in

der Diaspora, wie stehen sie zu dieser Thematik?

Mein Vater ist weiß und kommt ursprünglich aus Großbritannien. Mittlerweile hat er jedoch die sambische Staatsbürgerschaft angenommen. In Sambia verwenden die Menschen das Wort "farbig" (engl. coloured), wodurch sich Menschen oftmals beleidigt fühlen, wenn sie mit einer solchen Sprache nicht vertraut sind. An diesem Beispiel wird deutlich, dass unterschiedliche Kulturen oft eigene Kategorien und Ansichten in Bezug auf „Rasse“ und Rassismus haben. Ich persönlich bin in einer multikulturellen Umwelt aufgewachsen. Erst als wir in die Vereinigten Staaten gezogen sind, wurde mir bewusst, dass man entweder als Schwarz oder weiß bezeichnet wird.

Davor hat das in meinem Leben keine Rolle gespielt. Ich habe mich sehr unter Druck gesetzt gefühlt, eine Entscheidung treffen zu müssen, zu welcher Gruppe ich gehören wollte. Erst mit der Zeit konnte ich mit der Kategorisierung besser umgehen. Es ist in einer fremden Umgebung, mit einem neuen „racial context“, zunächst immer schwierig sich zu orientieren, aber es werden einem dadurch auch immer neue Perspektiven eröffnet.

Sie haben das Preisgeld in Höhe von 10.000 britischen Pfund mit den für den Caine Prize 2015 Mitnominierten mit der Begründung geteilt, Literatur und der Akt des Schreibens „kein "Wettbewerbs-sport sei. Warum haben Sie stattdessen den Preis nicht insgesamt abgelehnt? Und gibt es noch weitere Kritik Ihrerseits?

Ich lehne den Preis nicht gänzlich ab, im Gegenteil, ich denke er ist sehr wichtig. Gerade Autor*innen, die am Anfang oder in der Mitte ihrer Karriere stehen, profitieren von diesem Preis, da er eine breite Öffentlichkeit erzeugt. Mit meiner Reaktion wollte ich eher die substanzielle Struktur des Preises kritisieren. Ein Beispiel für eine Struktur, die mir viel besser gefällt: 2011 habe ich den Rona Jeff Award gewonnen. Dort wurde das Preisgeld von den Organisatoren gleichberechtigt zwischen den sechs Gewinnerinnen aufgeteilt. Die ganze Zeremonie, die Feierlichkeiten, die Ausrichtung und Zielsetzung des Preises förderten eine Grundstimmung, in der wir Autorinnen uns gegenseitig unterstützten und eben nicht in Konkurrenz zueinander standen. Es ging mir also weniger um eine generelle Kritik am Caine Prize, sondern darum, die innere Struktur des Preises zu kritisieren und möglicherweise zu verändern.



Als schreibende Frau und als bekennende Feministin: Sehen Sie Herausforderungen und Probleme mit denen afrikanische Frauen in der Literatur konfrontiert sind, mit welchen männliche Kollegen nicht zwangsläufig zu tun haben?

Generell versuchen Autor*innen wohl immer Schwierigkeiten und Probleme in ihrer Arbeit zu thematisieren, mit denen sie sich selbst auseinandersetzen müssen. Aber wenn wir darüber sprechen, wie viel Raum dem jeweiligen Geschlecht zur Verfügung steht, macht es durchaus einen großen Unterschied wer schreibt. Allerdings denke ich nicht, dass es große Unterschiede zwischen der Emotionalität oder der Arbeits- und Schreibweise gibt. Es gibt eher im puncto Anspruch an das jeweilige Geschlecht Unterschiede. Als Frau zum Beispiel gilt es immer bestimmte Erwartungen und Klischees zu erfüllen. Auch wenn ich selbst beispielsweise weder verheiratet bin, noch Kinder habe, werden selbstverständlich auch an mich gewisse Erwartungen als Frau oder auch als Tochter und sogar an mich als Professorin gestellt. Nach wie vor werden intellektuelle und intelligente Frauen dem Mann erheblich nachgestellt. Dazu ein passendes Beispiel: Im vergangenen Jahr habe ich bei einer öffentlichen Veranstaltung zum Thema Kurzgeschichten teilgenommen. Wir waren zufällig fünf Frauen, was aber während des gesamten Verlaufs der Diskussion keine Rolle spielte. Am Ende jedoch kam ein Herr zu mir und fragte mich ob ich ihm den Namen von "diesem niedlichen Ding" sagen könne, welches neben mir gesessen habe? Die Tatsache, dass es sich um eine wirklich sehr anerkannte und berühmte Schriftstellerin handelte, steht für sich. Es klingt sonderbar, aber diese herabsetzenden Äußerungen gegenüber Frauen geschehen alltäglich. Überall.

» Als afrikanische Frau Literatur zu schaffen ist an sich schon in gewisser Weise ein politischer Akt. «

Gebrauchen Sie ihr Schreiben um speziell Frauenthemen und Schwierigkeiten zu behandeln und westliche Stereotypen afrikanischer Frauen zu thematisieren?

Nein, es geht mir nicht darum Stereotypen aufzugreifen. Als afrikanische Frau Literatur zu schaffen ist an sich schon in gewisser Weise ein politischer Akt. Aber politische Ansichten in die Literatur zu lassen, halte ich für bedenklich, da das Schreiben meistens schlechter wird. Dennoch greife ich oft unterbewusst politische Themen wie zum Beispiel den Feminismus in meinem Schreiben auf. Gerade arbeite ich zum Beispiel an einem Roman und als ich mit ein wenig Abstand neulich ein paar Kapitel redigierte, fiel mir plötzlich auf, dass die meistens Kapitel sich nur um Frauen drehen; Männer werden kaum genannt. Beim Schreiben spiegeln sich natürlich persönliche Interessen wider, aber ich möchte weder politisch sein, noch der westlichen Welt etwas beweisen. Ich bewundere die Schriftstellerin Toni Morrison, die einmal gesagt hat, wenn es sich um Literatur handelt und Du bist als Schwarze Person im Schreibprozess, solltest Du nie ein weißes Publikum denken, das Dich bewertet. Du solltest einfach schreiben.

Kurz nach Ende der Dekolonisation gingen Schriftsteller und Literaten wie Chinua Achebe, James Ngugi oder Wole Soyinka auf ihren berühmten panafrikanischen Treffen der Frage nach, ob und wenn ja wie die so genannte „afrikanische“ Literatur existiere. Würden Sie solche Fragestellungen heutzutage noch als relevant erachten?

Diese wenigen Autoren sind meines Erachtens nicht wirklich repräsentativ für einen ganzen Kontinent. Die Fragestellungen sind zudem von sehr alter Natur und im Grunde nicht zu beantworten. Immer wenn man sich das fragt, endet man letztendlich in einer Debatte über Authentizität,

Geografie und natürlich in einer Diskussion über die unfassbaren Unterschiede auf dem afrikanischen Kontinent. Manchmal können unbeantwortbare Fragen zwar zu sehr interessanten Gesprächen führen, aber es besteht auch die Gefahr sich im Kleinen zu verlieren und letztlich nur noch darüber zu streiten, ob das jetzt wirklich „afrikanische“ Literatur ist oder nicht. Oder ob alles afrikanische Literatur ist oder letztendlich nichts. Diese Art von Antworten bringen uns bei dem Thema nicht wirklich weiter. Es sollte lieber die Frage beantwortet werden, was afrikanische Literatur bewirkt. Denn dann muss eine Position bezogen werden, und wenn ich dann äußere, dass ich Schwarz bin, ist es nicht mehr nur eine Beschreibung, sondern eine bewusste Entscheidung, ein politischer Akt sozusagen. Diese Identifizierung, dass ich mich "afrikanische Schriftstellerin" nenne, kann eine Gemeinschaft erzeugen. Wenn ich jedoch persönlich schreibe, dann denke ich nicht über afrikanische Literatur nach oder wie ich noch „afrikanischer“ in der Geschichte schreiben kann. Ich schreibe, was ich zu schreiben habe.

*Taiye Selasi hat den Begriff „Afropolitane“ geprägt: Junge Afrikaner*innen, die mehr als einen kulturellen Hintergrund prägen/besitzen/haben. Welchen Einfluss hat solche afrikanische Literatur auf die recht kosmopolitische afrikanische Literaturszene?*

Ich finde, dass der Begriff „Afropolitane“ sowie der Begriff „African literature“ nicht wirklich dienlich sind und letztlich nur der Ausgangspunkt einer Debatte oder Unterhaltung sein sollten. Denn meinem Verständnis nach ist afrikanische Literatur und afrikanisch sein immer kosmopolitisch gewesen. Es ist nichts Besonderes: Menschen sind Migrant*innen. Einwanderung gibt es in Sambia schon seit langer Zeit. Das kommt daher, dass die Grenzen meines Landes oft verschoben wurden und verschiedene Gesellschaften ihren Einfluss auf Sambia hatten: Zum einen die Araber*innen, aber auch die Italiener*innen waren

sehr lange in Sambia, ebenso viele Inder*innen. Dass ich mich also in mehr als einer Kultur wohl fühle, ist für mich inhärent mit der Tatsache verbunden, dass ich sambische Staatsbürgerin bin. Natürlich fühle ich auch so, da meine Eltern aus verschiedenen Ländern stammen. Das Wort "afropolitisch" lässt mich deshalb fragen, warum müssen wir eigentlich dem Kosmopolitischen den Stempel des Afrikanischen aufdrücken?

Die 5 Fragen zum Schluss... *an Namwali*

Afrika im Jahr 2050. Ihre Zukunftsvision?

Mein neues Buch spielt teilweise in der Zukunft- also abwarten und lesen.

Welches Buch lesen Sie gerade?

„William Hope Hodgson's brilliant und verrückte Geschichte, The House on the Borderland (1908).

Ihr schönster Platz auf Erden?

Mein sonniges Appartement in San Francisco um 4 Uhr nachmittags.

Ihr persönlicher Held?

Schriftsteller*innen haben keine Helden. Wir schreiben über sie.

Was nervt Sie? Wann flippen Sie aus?

Es macht mich wütend, wenn Menschen sich anmaßen, Wissen über Andere zu besitzen, aber eigentlich keine Ahnung haben. Wir sind alle auf unterschiedlichen Art und Weise immer wieder viel zu ignorant